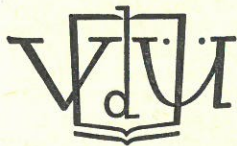


Der Übersetzer



Nr. 2 5. Jahrgang

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V.

Neckarrems, den 16. Februar 1968

Karl Dedecius:

Westöstlicher Diwan 1967 (II)

Ähnliche Beispiele von kleineren und größeren Fehlleistungen könnte man bei allen Übersetzern finden, in meinen eigenen Arbeiten mehr als genug, aber ich wählte bewußt dieses George-Exempel, um es mit der nötigen Autorität zu belasten.

Auch vor dem Gegenteil, dem allzu engen Kleben am Original, sind wir gewarnt genug. Wohin ein braves doch gedankenloses Übersetzen führen kann, das zeigen uns die zahlreichen Kuriosa dieser Praxis. „Der Idiot“ von Dostojewskij wurde früher einmal ins Deutsche mit „Der Blödsinnige“ übersetzt. Der Blödsinn dieser Wortwahl wird besonders deutlich, wenn man den Roman gelesen hat (— vielleicht hatten Übersetzer und Verleger ihn niemals gelesen? —), und wenn man weiß, worum es Dostojewskij in dem Werk gegangen ist. Darüber schrieb er zu Neujahr 1868 aus Genf an seine Nichte Sofia Iwanowa: „Die Grundidee (des Romans) ist die Darstellung eines wahrhaft vollkommenen und schönen Menschen. Diese Aufgabe ist sagbar schwer. Das Schöne ist das Ideal; das Ideal aber steht bei uns wie im zivilisierten Europa noch längst nicht fest. Es gibt in der Welt nur eine einzige positive Gestalt: Christus. Diese unendlich schöne Gestalt ist... ein Wunder ohnegleichen... Ich will nur noch erwähnen, daß von allen Gestalten in den christlichen Literaturen mir die des Don Quichotte am vollkommensten erscheint. Don Quichotte ist aber nur darum schön, weil er zugleich lächerlich ist... So kam ich zu dem ‚Idiot‘...“ Soweit der Brief von Dostojewskij. So spottete „Der Blödsinnige“ als ein Kennwort für den Fürsten Myschkin jedem Gefühl für Sinn und Ausdruck.

„Philidor mit Kind unternährt“

Das Beispiel ist alt, zugegeben, aber glauben wir ja nicht, daß es so eklatante Mißverständnisse, schon in der Wiedergabe eines Titels, heute nicht mehr gibt. Der Beispiele gäbe es viele — ich greife nur eines heraus. Der diesjährige Preisträger des Internationalen Verlegerpreises ist der Pole Witold Gombrowicz. Sein Werk erscheint in deutscher Sprache in einem süddeutschen Verlag. Seine berühmteste, seinerzeit meistdiskutierte und für den Autor wohl auch bezeichnendste Erzählung heißt im Original „Filidor dzieckiem podsyty“. Die wörtliche Übersetzung lautet „Philidor mit Kind unternährt“, und unter diesem Titel steht auch die Erzählung zu lesen in der deutschen Originalausgabe, außerdem im Laufe der Jahre in mehreren Nachdrucken, zum Beispiel in einem rororo-Band mit Erzählungen von Gombrowicz und in dem Band „Polen erzählt“ der Fischer-Bücherei. Es kann hier also nicht die Rede davon sein, daß jemand, zur raschen Arbeit gezwungen, einen irgendwo mitten im Buch versteckten Nebensatz mißverstanden, übersehen hat. Mehrere Verleger, mehrere Lektorate, mehrere Redaktionen hatten die Geschichte offenkundig vor den Augen, und niemand von ihnen stellte fest, daß zumindest dieser Titel — so wie er dasteht — purer Unsinn ist.

Was war passiert? Der Übersetzer hatte also „Philidor mit Kind unternährt“ wörtlich aus dem Polnischen übertragen. Seine deutschen Verleger lasen es, stolper-

ten womöglich auch darüber, haben es aber nicht verhindert, auch später bei den Nachdrucken nicht korrigiert. Und gerade in diesem Falle — wie in vielen anderen — hätte die fragliche Formulierung keinesfalls wörtlich übertragen werden dürfen, und zwar deshalb nicht, weil sie eine idiomatische Redewendung ist, ein im Polnischen feststehendes Bild, das etwas Bestimmtes (anderes) bedeutet. Wenn ein Pole sagen will, in jemandem stecke ein Kind, dann sagt er, dieser jemand sei „mit einem Kind unternährt“. Die Schlüsselgeschichte von Gombrowicz hätte also heißen müssen „Das Kind im Manne Philidor“ und nicht „Philidor mit Kind unternährt“. Aus einer polnischen idiomatischen Redewendung ist eine idiotische deutsche geworden, die aus Gombrowicz einen schreibenden Salvador Dali machte.

Über-legen oder Übersetzen

Ich habe dieses Exempel deshalb statuiert, um deutlich darzutun, daß sich der Übersetzer heute nicht in allen Fällen und nicht unbedingt auf die bessere Kenntnis, die Sorgfalt, den kritischen Sinn seines Verlages verlassen kann. Wer sich nicht selbst seiner Verantwortung bewußt ist, nicht selber unbedingte Sicherheit anstrebt, also mehrmals seine Entscheidungen überprüft, bevor er sie niederschreibt, der hat nicht viel zu hoffen.

Übertragen heißt im Deutschen, daß man eine Last auf sich genommen hat, die man zu *tragen* bereit ist, und das nicht einmal auf einem ebenen Weg, sondern *über* Widerstände hinweg. Etwas *über* etwas *tragen*. Das Wort „übersetzen“, in den slawischen Sprachen gesagt, dann ins Deutsche übersetzt, hält sehr beziehungsreiche etymologische Winke bereit. „Prekladać“ — „übersetzen“ ist in direkter Abkunft gleichbedeutend mit dem „über-legen“. Der Übersetzer hat zu überlegen. Im Polnischen heißt „Übersetzen“ „tłumaczyć“, was in erster Linie „erklären“ bedeutet. Das russische „pjerewodit“ = „übersetzen“ heißt eigentlich zunächst — eindeutig — „überführen“. Im Deutschen ließe sich allein über diesen Zusammenhang des Übersetzens mit der Überführung lange und zweideutig meditieren. Das alles macht das Übersetzen schwer, doch andererseits auch wieder reizvoll, spannungsreich, sehr schöpferisch und höchst befriedigend.

So sehr das Übersetzen bestimmten mannigfaltigen Gesetzen unterliegt, so wenig läßt es sich reglementieren.

Drei Arten von Übersetzung

Seit eh und je wurden mehrere legitime Arten des Übersetzens unterschieden. Der zu Beginn zitierte Bürger dieser Stadt, Goethe, hatte darüber eine Meinung, die jedoch recht widerspruchsvoll und nicht sehr systematisiert in seinen Gesprächen mit Eckermann zu lesen steht. Überzeugender, weil klarer, als Goethes finde ich die Unterscheidung von Novalis. Dieser qualifizierte drei Arten von Übersetzungen: grammatische, verändernde und mythische. Die mythischen hielt er — dem Geschmack seiner Zeit gemäß — für Übersetzungen „im höchsten Stil“, die uns zwar nicht das wirkliche Kunstwerk, dafür aber das Ideal desselben vermitteln. Dagegen seien die grammatischen Übersetzungen solche im „gewöhnlichen Sinn“. Das war die Vorstellung der Romantik. Die phantasievolle Fälschung hielt man für

„hoch“, die genaue Wiedergabe für „niedrig“. Der Geschmack unserer Zeit, die neue Sachlichkeit, neigt dazu, die Interlinearversion, also die — wie Novalis sagen würde — „grammatische“ zu bevorzugen. Eine mythische Fassung würden wir heute eher als unzumutbar zurückweisen. So ändern sich die Zeiten und mit ihnen der Geschmack — auch an der Art des Übersetzens. Dabei scheint mir persönlich beides — sowohl die mythische von gestern als auch die heutzutage bevorzugte grammatische, also Interlinearversion, verbunden mit der Forderung nach der Originalfassung daneben — ein Trugschluß. Wer das Original lesen und verstehen kann, bedarf der Interlinearversion, also der wörtlichen, nicht. Wer die Interlinearversion, also die formal genaue Wiedergabe des Originals fordert, weil er sich das Original nicht selber wörtlich übersetzen kann, für den ist der Ausdruck des Originaltextes neben der Übersetzung sowieso überflüssig. Beides erfüllt nur seinen Zweck in Hilfsbüchern für Sprachschüler, und nicht in Druckwerken, die genossen werden wollen. Der Originaltext hätte mehr Zweck für Kenner dieser Sprache, und dann neben einer künstlerischen Übersetzung, damit der Sprachkundige vergleichen kann, inwiefern sich der Übersetzer von dem Autor hat entfernen wollen oder müssen. Für Leser, die die fremde Sprache nicht beherrschen, hätte höchstens Sinn die Gegenüberstellung: hier Interlinearversion, da künstlerische Fassung. Aber dieses nur als Anregung zu einer möglicherweise nützlichen Aussprache darüber, inwiefern die heutigen Verlagsbräuche sinnvoll sind oder nicht.

Die unbewältigte Pathologie des Übersetzens

Zum Schluß, zur Lockerung der Muskulatur und als Übergang zur Diskussion, ein paar pittoreske Ansatzpunkte. Ein wenig Anekdote, ein wenig tiefere Bedeutung.

Ich habe oft in letzter Zeit über die unbewältigte Pathologie des Übersetzers nachgedacht. Meine Gedanken suchten Rat bei unseren Vätern, bei Schlegel, Tieck, Novalis, Schleiermacher, Luther, und blieben doch am liebsten bei dem ersten stehn, bei Sankt Hieronymus, dem Übersetzer-Urbild, Vorbild, ja, dem Schutzpatron, wie ihn Valéry Larbaud in dem Essay „Sous l'invocation de Saint Jérôme“ bezeichnet hatte. Es ging da nämlich eine eigenartige akustische Verbindung hin von St. Jérôme zu meinem eigenen Patron Zéromski* (so hieß die polnische Schule nämlich, die ich besucht habe und wo ich übersetzen lernte). Von Jérôme über Zéromski war mein Weg als west-östlicher Übersetzer und Brückenbauer so ziemlich vorgezeichnet. Nur reizte mich Jérôme nicht — wie Larbaud — zur Anrufung, sondern vielmehr zur Anbetrachtung. So habe ich es mir denn zur Gewohnheit gemacht, auf meinen gelegentlichen Reisen in den Museen, Galerien, Kirchen, Häusern nach den Bildnissen des „Doctor Doctorum, Doctor Maximus“ Ausschau zu halten, um zu erfahren, welche Ansicht von ihm die deutschen, holländischen, italienischen, die spanischen und die angelsächsischen Meister aller Zeiten hatten. Denn schon die Lebensbahn des Heiligen der Übersetzer wurde für mich zu einer Parabel, fast wie ein Sinnbild und fatalistisches Programm. Hieronymus ging in der Hauptstadt der Welt zur Schule, er war Moralist im Westen und Eremit im Osten, er war geborener Lateiner und hatte seine zweite Heimat unter den Slawen. (Schluß folgt)

* Zéromski wird Jérôme-ski ausgesprochen.

Karl Dedecius, der die Wahl zum Ehrenmitglied des VDÜ angenommen hat, erhielt einen der Preise für Kunst und Wissenschaft der Alfred-Jurzykowski-Stiftung in New York. Preisträger dieser Stiftung waren unter anderen Slawomir Mrozek und Zbigniew Herbert. Der Preis wurde am 26. 1. 1968 in New York verliehen.

*

Ein Buch das einer leichten Übersetzung fähig ist, ist keiner würdig. Jean Paul

*

Der Schlegel-Tieck-Preis

Von George D. Astley

Mitte November 1967 überreichte der deutsche Botschafter in London, Herbert Blankenhorn, den Schlegel-Tieck-Preis 1966. Drei Mitglieder des VDÜ — Eva Bornemann, Dorothea Gotfurt und Dr. Alfred Unger waren anwesend. Das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel nahm dieses Ereignis zum Anlaß, den Initiator dieses Preises, Mr. George D. Astley, Geschäftsführer der Society of Authors und Sekretär der Translators Association in London zu bitten, für die Leser des Börsenblattes einen Artikel über Sinn und Zweck dieser vom Auswärtigen Amt und vom Verleger-Ausschuß des Börsenvereins unterstützten Auszeichnung zu schreiben. Das Börsenblatt hat uns freundlicherweise gestattet, den Bericht im Übersetzer nachzudrucken.

Die Redaktion

Im Jahre 1964 kam mir der Gedanke, daß die Einrichtung eines jährlichen Preises für die beste Übersetzung eines deutschen Werkes ins Englische für die Förderung der deutschen Literatur in England wertvoll sein und dazu beitragen könne, sowohl den Status des Übersetzers als auch die Qualität der Übersetzungen zu heben. Die Aufmerksamkeit, die einem solchen Ereignis zuteil würde, könnte von den englischen Verlegern günstig aufgenommen werden und sich in einem erhöhten Absatz übersetzter deutscher Werke niederschlagen.

Finanzielle Unterstützung

Die ersten Überlegungen zur Verwirklichung eines solchen Preises galten der Sicherung hinreichender finanzieller Mittel, um den Preis zu einer permanenten Einrichtung des literarischen Lebens werden zu lassen. Deshalb wurde eine Reihe der bekanntesten englischen Verlage angesprochen, die ausnahmslos unsere Absicht enthusiastisch begrüßten und einen jährlichen finanziellen Beitrag garantierten.

Anschließend wurden die deutschen Verleger über unseren Plan unterrichtet, der auch bei ihnen auf Zustimmung stieß. Viele von ihnen erklärten, daß sie, um die administrative Arbeit zu vereinfachen, einem Pauschalbeitrag durch den Börsenverein den Vorzug geben würden. Mit dem Einverständnis der englischen und deutschen Verleger wurde von der Translators Association eine Satzung entworfen, deren Einzelheiten mit dem Kulturattaché der Deutschen Botschaft in London, Dr. Brigitte Lohmeyer, erörtert wurden. Sie gab unserem Projekt ihre volle Unterstützung und veranlaßte, daß dem Gewinner des Preises nebst dem gestifteten Betrag zusätzlich ein einwöchiger Aufenthalt in Deutschland auf Kosten der Bundesregierung zuerkannt wurde.

Der Name des Preises

Nachdem die finanzielle Basis gesichert war, mußte ein Name gefunden werden. Man kam schließlich überein, der beiden größten deutschen Shakespeare-Übersetzer, Schlegel und Tieck, auf diese Weise zu gedenken: der Schlegel-Tieck-Preis war geschaffen.

Ein Preisgericht, dessen drei Mitglieder jährlich neu bestimmt werden, wurde ernannt. Dem ersten von ihnen gehörten an: Professor L. W. Forster, Professor für Deutsch an der Universität Cambridge, Michael Hamburger von der Abteilung für Deutsch an der Universität Reading — er erhielt für das Jahr 1966 den „Special Award“ (2. Preis) für seine Übersetzung von Hölderlins „Gedichten und Fragmenten“ — und Stephen Spender, der bedeutende Lyriker, Kritiker und Herausgeber der Zeitschrift *Encounter*.

Satzung

Nach der Satzung des Preises kann jedes in Deutschland veröffentlichte Werk aus dem 20. Jahrhundert berücksichtigt werden, soweit es den Kategorien Dichtung, Belletristik, Kritik, Geschichte, Biographie und Reiseliteratur zuzuordnen ist. Anmeldungen müssen durch den englischen Verleger des übersetzten Werkes während des Erscheinungsjahres erfolgen; Stichtag ist der 31. Dezember des jeweiligen Jahres. Das Preisgericht beurteilt die vorgelegten Werke, und auf einem Empfang wird der Preis vom deutschen Botschafter

überreicht. Der Empfang findet Beachtung bei führenden englischen Verlegern, Übersetzern, Kritikern und anderen an den internationalen Beziehungen interessierten Personen. Der Preis war ursprünglich mit 300 Pfund dotiert; da aber die im Jahre 1966 vorgelegten Werke einen sehr hohen Standard aufwiesen und die Wahl des hervorragendsten Werkes schwer war, wurde außer dem Preis von 300 Pfund ein Sonderpreis von 100 Pfund verliehen.

Preise

Der Preis für das Jahr 1964 ging an Michael Bullock für seine Übertragungen von Ingeborg Bachmanns *Das dreißigste Jahr* (André Deutsch) und Joseph Breitbachs *Bericht über Bruno* — bei Jonathan Cape erschienen. 1965 erhielt Ralph Manheim den Preis für die Übersetzung von Günter Grass' *Hundejahre* (Secker & Warburg). Für 1966 wurde der Preis an den kürzlich verstorbenen James Strachey (Bruder von Lytton Strachey) für seine Übertragung des ersten Bandes der Standardausgabe der Gesammelten Werke von Sigmund Freud (Hogarth Press) verliehen; den Sonderpreis erhielt Michael Hamburger.

Dank der engen Zusammenarbeit zwischen dem Börsenverein und unserem Verband sowie der großzügigen Unterstützung seitens des Kulturattachés der Deutschen Botschaft in London ist der Schlegel-Tieck-Preis heute eine dauernde Einrichtung. Ihm ist es zu danken, daß unsere erfahrensten Übersetzer heute Werke von hohem literarischem Rang übertragen und ihren Ruf auf diesem wichtigen Gebiet festigen.

Abschließend möchte ich noch aus den Worten des deutschen Botschafters anlässlich der Preisverleihung für den Preis von 1966 zitieren:

„Ohne Übersetzungen würde die Welt unvergleichlich viel ärmer sein.“

Bezüglich der zwei ausgezeichneten Bücher verwies er zunächst auf die hervorragende Arbeit von Strachey: „Jene unter Ihnen, die mit Freud vertraut sind, werden für die Schwierigkeiten und Probleme bei der Übersetzung seiner Werke Verständnis haben. Freuds Stil war wohl nicht so kompliziert und schwer verständlich wie der einiger Philosophen des 19. Jahrhunderts, aber die Wiedergabe dieses subtilen technischen Stoffes erfordert eine Fähigkeit und Feinfühligkeit, die weit über dem Durchschnitt liegen. Was man heute als technische Übersetzung versteht, gewinnt im 20. Jahrhundert täglich an Bedeutung, denn der Bereich internationalen Wissens setzt in vielen Sprachen hohe Anforderungen voraus.“

An anderer Stelle seiner Ansprache hob er die Bedeutung von Michael Hamburgers Übertragung der Verse Hölderlins hervor: „Das Übertragen eines Dichtwerks, d. h. das Bewahren des Idioms, des Metrums, des Sinnes und vor allem des Spiels der Worte oder besser Klänge bei der Übersetzung von einer Sprache in eine andere erscheint mir fast wie ein Wunder.“

(Übersetzt von Karin Hammann)

Der Sechste FIT-Kongreß

Im Mai vorigen Jahres traf sich der Rat der FIT (Fédération Internationale des Traducteurs) in Scheveningen, Holland, und erklärte sich einstimmig für die Aufnahme der „Translatorforeningen“, des dänischen Verbands Beglaubigter Übersetzer sowie der Association Suisse des Traducteurs et Interprètes, der schweizerischen Übersetzer- und Dolmetschervereinigung. Somit belaufen sich die in der FIT zusammengeschlossenen Organisationen auf 26 nationale Übersetzerverbände.

Der Rat nahm die Einladung der tschechischen Übersetzer an, sein diesjähriges Treffen auf Schloß Dobruška, das etwa 40 Kilometer von Prag entfernt liegt, in der zweiten Hälfte des Mai abzuhalten. Gleichzeitig veranstalteten die tschechischen Übersetzer ein zweitägiges Symposium literarischer Übersetzer in Bratislava. Der Rat wird in der Hauptsache organisatorische Probleme im Zusammenhang mit dem Sechsten FIT-Kongreß erörtern, der im Wallensteinpalast in Prag 1969 tagen wird. Das Thema des Sechsten Kongresses: „Der Übersetzer als Mittler zwischen den Nationen.“

140 Pond

Ik ben Van Hattum en ik weet,
dat 140 pond zo heet,
maar dat de naam direct vervalt,
als het leven wijkt uit de Gestalt.

Dan ligt, onder de naam van Lijk,
die honderdveertig pond te kijk;
Gij zijt bij het défilé missschien:
alleen ik zelf zal het niet zien.

Da's vreemd: ik zie, wat Gij niet ziet;
wat Gij dan ziet, zie ik weer niet.
Enfin...: de honderdveertig pond
is nog springlevend en gezond.

— En ik geniet graag's levens gunst
én om mij zelf én om de kunst. —
hoe meer ik drink, hoe meer ik eet,
hoe meer gewicht Van Hattum heet.

JAC. VAN HATTUM

140 Pfund

Ich bin van Hattum, kann beweisen,
daß 140 Pfund so heißen,
auch weiß ich, daß der Name stirbt,
mein Korpus nach dem Tod verdirbt.

Dann kann man auf den Friedhof gehn
und sich die 140 Pfund besehn.
Vielleicht werd' ich von dir beerht,
doch mir ist Zuschau'n dann verwehrt.

Verrückt: ich seh', was du nicht siehst,
was du dann siehst, bleibt mir vermiest.
Jedoch — die 140 Pfund
sind jetzt noch lebend und gesund.

Und ich genieß' des Lebens Gunst,
teils für mich selbst, teils für die Kunst.
Je mehr ich trink', je mehr ich beiß',
je mehr Gewicht van Hattum heiß'.

(Übertragen von Johannes WERRES)

Aus dem Band „Ongerijmde Rijmen“, zusammengestellt von Michel van der Plas, Uitgeverij Het Spectrum N. V., Utrecht/Antwerpen.

Rauchzeichen

(oder Wie in einem Spiegel)

In der Dezemberrnummer 1967 brachten wir eine Glosse unter dem Titel „Durch die wissenschaftliche Blume gesagt“. Es folgt eine weitere Blütenlese, die wir dem „American Translator“, der Zeitschrift der American Translators Association, entnehmen. Diesmal entstammt sie dem Vokabular angelsächsischer Bürokratie:

„In the process“... von den Drehschemelhengsten derart verheddert, daß die Sache so gut wie aussichtslos ist

„Program“... eine Aufgabe, die sich nicht durch einen Telefonanruf erledigt

„Consultant“... jeder, der mehr als fünfundsechzig Kilometer weit entfernt wohnt (muß eine Aktentasche besitzen)

„Under consideration“... nie davon gehört

„Under active consideration“... wir suchen gerade in den Akten nach

„Clarification“... wir füllen den Hintergrund mit derart vielen Einzelheiten aus, daß der Vordergrund untergrund verschwindet

„We are making a survey“... wir brauchen mehr Zeit, um uns eine Antwort einfallen zu lassen

„Note and initial“... hier wollen wir die Verantwortung ein wenig verteilen

„We will look into it“... Bis sich das Rad erst einmal um seine Achse gedreht hat, haben Sie die Sache hoffentlich längst vergessen. (Übers. E. B.)

Der VDÜ teilt mit:

Aus der Werkstatt unserer Mitglieder:

Doris Beckers: Shakespeare: „Antonius und Kleopatra“. Ralf Steyer Verlag, München. Aus dem Englischen.

Elizabeth Gilbert: Margaret Millar: „Liebe Mutter, es geht mir gut...“. Diogenes Verlag, Zürich. Aus dem Englischen. Harold Brodkey: „Erste Liebe und andere Sorgen“. Diogenes Verlag, Zürich. Aus dem Amerikanischen.

Joachim Nehring: Maurice Aymon: „Manuèle“. Dörner-Verlag, Düsseldorf. Aus dem Französischen. Daniel Gray: „Gestern sprach ich von Liebe“, Dörner-Verlag, Düsseldorf. Aus dem Englischen. Paul Bodin: „Ich sage alles — Bekenntnisse einer jungen Frau“. Europäische Bücherei H. M. Hieronimi, Bonn. Jean Bruce: „Geheimagent OSS 117“. Moewig-Verlag, München. Aus dem Amerikanischen.

Gerhard Raabe: Chaim Wirszubski: „Libertas als politische Idee im Rom der späten Republik und des frühen Prinzipats“. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt. Aus dem Englischen.

Ernst Sander: André Maurois: „Prometheus, oder das Leben Balzacs“ (mit Bruno Berger), Econ, Düsseldorf. Honoré de Balzac: „Ein Fürst der Bohème“ usw.; Balzac: „Die Kleinbürger“ usw.; Balzac: „Der Abgeordnete von Arcis“ usw.; Balzac: „Die Königstreuen“ usw. Sämtlich mit Einleitungen, Anmerkungen, Kommentaren und biographischen Notizen über die Romangestalten in Goldmanns Gelben Taschenbüchern, Wilhelm Goldmann Verlag, München.

Irma Sander-Schauber: Balzac: „Eine Episode aus der Zeit der Schreckensherrschaft“ in Goldmanns Gelben Taschenbüchern.

Neue Werke unserer Mitglieder:

Ernst Sander: „Die Spur im Schnee“. Unmoderne Geschichten. Waisenhaus-Verlag, Braunschweig.

Die Städtischen Bühnen Frankfurt werden in der nächsten Spielzeit **Wolfgang Schadewaldts** Neuübersetzung und Neueinrichtung der „Acharner“ des Aristophanes uraufführen.

Übersetzer und Fernsehen

Eine Diagnose, gestellt von Oliver Storz

Es war in München. Übersetzer aus Österreich, der Schweiz und Westdeutschland hatten sich zur Jahresversammlung des VDÜ getroffen. Aber auch über die Randzonen ihres Berufes wollten sie unterrichtet werden. Einer der Gäste war ein Fernsehmann: Oliver Storz, in dessen Sachlichkeit sich Provokation versteckte und in dessen Provokation sich die mögliche Therapie zu der von ihm gestellten Diagnose verbarg. Er sprach von einem Jammerstand: dem des Übersetzers beim Fernsehen.

Der literarische Dolmetsch hat „fast nie“ mit dem Dramaturgen, Drehbuchautor, Regisseur zu tun, mit keinem von all jenen, die seine Arbeit umsetzen, verwandeln zu dem „auf dem Bildschirm erscheinenden Endresultat“. Denn Schauspiele gelangen „fast ausnahmslos“ über Verlage in die Hände der Fernsehleute. So ist er also ganz unwichtig, der Übersetzersmann?

Storz räumt ein, daß des Übersetzers Rat „vielleicht“ wichtig sein könne. „Vielleicht“ flösse aus seiner Vertrautheit mit dem Autor etwas Neues, vom Fernsehmann nicht Geahntes, Fruchtbare in den Ge-

staltungsprozeß. Vielleicht aber würde des Übersetzers Vertrautheit mit dem Autor, würde seine Loyalität gegenüber dessen Werk nur störend wirken, den Umsetzungsprozeß hemmen. Es käme auf einen Versuch an. Noch ist er nicht gemacht worden. „Eine verschenkte Chance.“

Wo sie zu finden sei? Bei Übersetzungen aus dem Polnischen, Ungarischen, Tschechischen zum Beispiel. Solch ein Übersetzer, der mehr als rein linguistische Sprachkenntnisse besitzt, weiß sicherlich, „wie dort die Briefkästen aussehen, wie die Menschen reden in den Lokalen, auf dem Sportplatz, in der Kneipe oder auf Beerdigungen“. Wer sich in diesen Ländern auskenne, die entsprechenden Erfahrungen habe, könne bei der Umgestaltung eines Romans in Dialoge, in einen Film gewiß Wesentliches zur Produktion beitragen.

Dennoch komme der Kontakt zwischen Übersetzer und Produktion nie zustande. Die Produktion wolle ihn nicht, meine, sie brauche ihn nicht. Und der Übersetzer suche ihn nicht. „Ein Niemandsland also diese Zone zwischen Übersetzer und Produktion; oft zurückzuführen auf Indifferenz.“ Film- und Fernsehleute seien nun einmal der Ansicht, die Aufgabe des Übersetzers bestehe in nichts anderem als in der simplen Verdolmetschung eines fremden Wortlauts in einen deutschen Text. Der Übersetzer ist für sie nicht mehr als ein zweibeiniges Lexikon, ein Rohstofflieferant.

Dem Übersetzer jedoch gehe es um die geistige Mundart „seines“ Autors. „Und hier liegt das Dilemma.“ Fernsehproduzent und Regisseur begriffen des Übersetzers Manuskript immer nur unter dem Aspekt der Vorläufigkeit. „Er steht nicht unter dem Gesetz philologischer Lauterkeit — er steht unter der Presion größtmöglicher Wirkung hic et nunc auf dem Bildschirm.“ Er stehe unter dem Gesetz der Spielbarkeit eines Dialogs, der Disposition einer Szene, der richtigen Setzung eines Effekts. Er wisse oder glaube zu wissen, daß auf dem Bildschirm eine stumme Reaktion mehr ausdrücken könne als zehn Sätze Dialog. Daß dort, wo der Übersetzer zwei Personen sich sitzen lasse, ein abrupter Wechsel ins Du effektvoller sei. „Der Fernseh- oder Filmmann tritt pausenlos“ des Übersetzers „obersten Grundsatz mit Füßen: die Sakrosanktheit des Textes. Er kann es, er muß es manchmal. Ob er es darf, darüber entscheiden im Zweifelsfall die Rechtsanwälte.“

Nach achtjähriger Erfahrung als Fernsehproduzent und Produzent kam Oliver Storz zu folgendem Urteil: Die meisten Übersetzungen, die zu seinem Schreibtisch gelangen, müßten stark redigiert, ja Satz für Satz umgeschrieben werden, weil Satz für Satz zwar lesbar, aber auch von einem guten Schauspieler nicht zu sprechen sei. Es stehe ihm, Storz, nicht zu, darüber zu entscheiden, worauf die Mängel zurückzuführen seien: „Unvermögen oder übertriebener Respekt des Übersetzers vor dem Originalautor.“

Es sei, bei Licht besehen, ein paradoxer Tatbestand: So sehr der Übersetzer im leseliterarischen Betrieb der Verlage Schöpfer, Nachschöpfer, nachvollziehender kongenialer Autor sei, letzte höchste Instanz, so wenig sei er es da, wo Sprache akustisch vernehmbar werde. Storz: „Ich unterbreite Ihnen diesen Sachverhalt neutral, ohne Wertung. Ich überlasse es Ihnen, ihn für skandalös oder für normal zu halten.“

Die angesprochenen Übersetzer entschlossen sich, ihn für skandalös zu halten, und spendeten artig Beifall.

Helmut M. Braem

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 75 Pf zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), Präsident Helmut M. Braem, 7141 Neckarrems, Schloß Remseck. — Redaktion: Eva Bornemann, 6 Frankfurt/Main, Max-Bock-Straße 27, Telefon 52 13 15. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 6447, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 480 660. — Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH., 84 Regensburg.